

# Stadtgeheimnisse

Nürnberger Sagen neu erzählt

illustriert und herausgegeben von Kurt Neubauer

W. Tümmels Verlag, Nürnberg



# Inhalt

7	Vorwort
8	Der Schusserbou <i>Fitzgerald Kusz</i>
11	Der goldene Becher <i>Armin Jäger</i>
18	Das 9-Uhr-Läuten <i>Elmar Tannert</i>
21	Der sagenhafte Jörg Graf <i>Helmut Haberkamm</i>
29	Eingspäigl in Nämberch <i>Fitzgerald Kusz</i>
40	Der Fluch der Zeit <i>Elmar Tannert</i>
45	Der wunderschöne Schöne Brunnen <i>Klaus Schamberger</i>
48	Der Wunsch der Tochter oder Die Erfindung des Handwerksmeisters <i>Matthias Kröner</i>
53	Die ehrene Jungfrau <i>Friedhelm Sikora</i>
64	Das größte Wunder des heiligen Sebald <i>Elmar Tannert</i>
76	Nürnberger Originale <i>Matthias Kröner</i>
83	Der böse Handel <i>Petra Nacke</i>
100	Der Nusskaspar <i>Gerd Berghofer</i>
106	Die Säulen der Kaiserkapelle <i>Helmut Haberkamm</i>
113	Wie der Kleinlein dem Epelein sein Schönschreiber war <i>Klaus Schamberger</i>
123	Windskind <i>Petra Nacke</i>
126	Die Eidechse <i>Armin Jäger</i>
132	Der jähe Tod <i>Gerd Berghofer</i>
140	Die Autoren
141	Quellenangaben
	Alle historisch ergänzenden Texte <b>Zur Geschichte</b> von <i>Nadja Bennewitz</i>



Überschriften handgeschrieben,  
Texte gesetzt aus der Goudy Old Style  
und der Thesis

© 2007 W. Tümmels Verlag, Nürnberg

Konzept, Gestaltung, Illustrationen: Kurt Neubauer

Gesamtherstellung:  
W. Tümmels Buchdruckerei und Verlag GmbH,  
Nürnberg

Printed in Germany

ISBN 978-3-940594-00-6

# Vorwort

Sagen erzählen von der Seele eines Ortes. Sie thematisieren das Irrationale und Bedrohliche, das Geheimnisvolle und Wunderbare. Oft spiegeln sie tatsächliche Ereignisse mit historischem oder sozialem Hintergrund, und sie nehmen ebenso Anteil am Schicksal bedeutender Persönlichkeiten wie am Los der kleinen Leute.

In der vorliegenden Auswahl Nürnberger Sagen setzen sich neun Autoren aus Franken, jeder auf seine ganz eigene Weise, mit dem literarischen Rohstoff *Sage* auseinander. Dabei reicht der Bogen von der Nacherzählung und Dramatisierung bis zur Erschaffung neuer »sagenhafter« Geschichten, die in nicht mehr jedermann geläufigen Begebenheiten aus der Historie der alten Reichsstadt wurzeln.

Die Historikerin Nadja Bennewitz ergänzt die Sagen mit geschichtlichen Einblicken und geht auf ihre Schauplätze ein. Damit fügen sich die Geschichten zu einem attraktiven Rundweg durch Nürnberg, auf dem nicht nur Touristen Neues entdecken werden.

Die plastische Sprache und das oft drastische Geschehen hat zu allen Zeiten die bildenden Künstler inspiriert. Nürnberger Sagen illustrieren – eine faszinierende Aufgabe, die mich auf die Idee brachte, mit Autoren, die der Stadt Nürnberg verbunden sind, ein Buch zu machen. Im anregenden Dialog mit ihnen und im Zusammenwirken der unterschiedlichen künstlerischen Positionen entstand so ein facettenreiches Werk.

Neben den Autoren gilt mein Dank auch dem Verleger Reiner Niebauer, der dieses Buch mit besonderer Sorgfalt produzierte: »Ein schönes Buch soll es werden, das den Lesern ein gutes Stück Nürnberg näherbringt.«

Kurt Neubauer, *Herausgeber und Illustrator*

# Der Schusserbou

MINI-DRAMA von Fitzgerald Kusz

## 1. Szene

*Die Bühne wird zur Zeitmaschine. Wir befinden uns im Mittelalter. Vor dem Portal der Lorenzkirche spielen zwei Buben mit Murmeln, sie »schussern«, wie man in Nürnberg sagt. Sie haben ihre Schulsachen dabei.*

1. BUB Du bscheißt!  
2. BUB Ich bscheiß ned!  
1. BUB Und ob du bscheißt! Ich siichs doch.  
2. BUB Du sichsd gohr nix, weili ned bscheiß.  
1. BUB Bschüß kummt affn Tiisch!  
2. BUB Sooch blouß nu amall »bscheißn«, dann...  
1. BUB *unterbricht.* Wos is dann?  
2. BUB ...dann...dann soll di der Blitz beim Scheißn treffn, du Kreizdunnerwetternumall nei.  
1. BUB Floung derf mer ned.  
2. BUB Ich flouch, sulangs mir passt. Wenn iich sooch, iich bscheiß ned, nou bscheißi ned. Des merkster! Müich soll aff der Stell der Teifl hulln, wenn iich diich jemols bschissn hou.

*Verwandlung. Es donnert, kracht und blitzt. Gelbe Schwefelwolken hüllen die Szene in ein giftiges Licht. Der 1. BUB kriegt es mit der Angst zu tun und bringt sich schleunigst in Sicherheit. Eine Gestalt löst sich langsam aus der Schwefelwolke. Es ist der Leibhaftige, der »TEIFL«.*

- TEIFL Dou binni, Bürschla. Du hast nach mir gschrier.  
2. BUB Ich kenn di ned.  
TEIFL Wos schreistn nou nach mir, wennst mi ned kennst?  
2. BUB Du willst der Teifl saa?  
TEIFL Ich wills ned blouß saa. Ich bins!  
2. BUB Ich hou des fei ned su gmaant.  
TEIFL Wos hast ned su gmaant?  
2. BUB Ner, dassd mi hulln sollst. Des wohr blouß Spaß.  
TEIFL Ich verstäih kann Spaß. Ich bin der Teifl.  
2. BUB *will sich aus dem Staub machen.* Ich mou in die Schul.  
TEIFL *packt ihn rasch am Schlafittchen.* Ä su ä Fregger! Doubliem werd! Du moußt miit! Diich loui nimmer aus. Diich packi an deem Groong. Du kummst mer good recht.  
2. BUB *winselt um Gnade.* Bitte, lou mi gäih. Ich bscheiß aa nimmer. Werkli nim-

mer. *Schreit.* Hilfe! Hilft mer denn kanner?

TEIFL

Wer werd denn su schreier? Frei di läiber. Wos maanst, wos iich in meiner Höll für Schusser hou? Dou senn deine Schusser Dreeck dergeeng. Solche Schusser hast nanni gsäing. Schusser aus Feier. Däi fanger oo zu gläiher, wennst mit innern schusserst. Mit dennern kannst su lang schussern, bist schwarz werst. Schwarz wäi ä Kullnruss! Su schwarz wäi iich.

*Er lacht höhnisch.*

*Verwandlung. Der TEIFL und der 2. BUB verschwinden, wie vom Erdboden verschluckt.*



## 2. Szene

*Die giftigen Dämpfe verziehen sich wieder. Die Zeitmaschine bringt uns zurück in die Gegenwart. Wir sehen das Teufelsbrunnlein vor uns. Ein BUB und seine OMA stehen davor, der BUB macht sich am Brunnen zu schaffen, trinkt Wasser.*

- OMA Du sollst doch des Wasser ned trinkn!  
BUB Obber wenni doch enn Dorscht hou. Du kaffst mer ja ka Cola.  
OMA Kannst du ned lesn, wos dortstäiht? »Kein Trinkwasser.«  
BUB Pfui Teifl!  
OMA Allmächt, sooch des läiber ned!  
BUB Pfui Teifl!  
OMA Sooch des joo nimmer! Wemmer dou vuur dem Brunner sein Noomer sacht, nou kummter und hullt ann.  
BUB Des kannst jemand anders weismachn. Ich glaub des ned.  
OMA Den Boum dou, den hout er jedenfalls ghullt! Schau dern ämall genau oo! Des wohr aa ä su ä Bou wäi du, aa su ä klanner Lauser! *Sie deutet darauf hin.* Sichst sei Schiefertäfel, wäis runterfällt? Der kann etz nimmer in die Schul, der Bou, der is in der Höll. *Pause.* Und des Teiflsbrunn-

# Das 9-Uhr-Läuten Elmar Tannert

An einem Abend im September, niemand weiß genau, vor wieviel Jahren, lief eine Frau die Gassen hinauf und hinab und fragte ängstlich einen jeden, der ihr entgegenkam: »Habt Ihr nicht meinen Buben gesehen? Endres heißt er, neun Jahre zählt er, ein Blondschoopf ist er, ein Gesicht voll Sommersprossen hat er.« Der einzige aber, der ihn gesehen hatte, blieb der Kaufmann, zu dem sie ihren Sohn am Nachmittag um Honig geschickt hatte; der hatte dem Buben gesagt, für heute gäbe es keinen Honig mehr, morgen früh brächten die Zeidler wieder welchen, und wer das nicht erwarten könne, der müsse ihn selbst holen gehen, zum Frauentor hinaus und immer geradeaus in den Reichswald hinein, dort hausten die Zeidler. Händeringend beteuerte der Kaufmann, das hätte er nur im Scherz so dahingesagt, hätte nicht bedacht, dass der Bub es wörtlich nehmen könnte, aber was half's?

Die Mutter eilte zu den Wächtern am Frauentor, ob sie etwas wüssten, aber die waren gleichgültig; da hätte einer zu tun, sagten sie nur, wenn er neben dem Visitieren der Reisenden und der Verzollung der Waren auch noch auf die Kinder achten wollte, die tagsüber vor die Stadtmauern liefen, zu den Gemüsegärten oder in die Pegnitzauen.

Der Bub indes hatte geglaubt, im Handumdrehen bei den Zeidlern und alsbald auch wieder zurück zu sein, der Wald reichte ja bis dicht an die Stadt heran; nur, wie weit man durch den Wald gehen müsse, um Honig zu bekommen, nämlich bis nach Feucht, das hatte ihm keiner gesagt. Die Pfennige fest in der Hand, lief er und lief, lief solange, bis er auf eine weite Lichtung kam: Da erschrak er vor dem Schatten, den er warf. Ein kühler Hauch strich ihm über das Gesicht, und die Grillen zirpten: »Zurück, zurück, sonst findest du nicht mehr nach Haus, zurück!« Er wandte sich um. Der Wald, der eben noch licht und freundlich gewesen, hatte nur den einen Augenblick gebraucht, um zur düsteren, feindseligen Wand zu werden. In den Ohren des Buben klang das Lied der Grillen: »Zurück, zurück!«, er warf sich mit all seinem Mut wieder hinein in das dämmrige Dickicht, schnell musste er jetzt sein, das wusste er, und dabei waren ihm die Beine müde, so müde.

Seine Mutter stand derweil vor dem Pfarrer von St. Lorenz: Ihr Bub habe sich außerhalb der sicheren Stadt verirrt, die Zeidler habe er gesucht und sei womöglich bis nach Altenfurt hinaus gelaufen, und nimmermehr werde er zurückfinden, wenn nicht, ja, wenn nicht -

Im selben Moment ließ der Mesner die Glocken ertönen, denn es war die Zeit des Angelusläutens, und es war, als löse sich mit jedem Schlag ein Schwarm sanfter, mächtiger Vögel aus einem Nest hoch oben im Turm und flöge weit ins Land hinaus, und als sänge jeder Vogel den gemeißelten Ruf *vivos voco, mortuos plango, fulgura frango* – die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich.

Da beschwor die Frau den Pfarrer, das Läuten dürfe nicht aufhören, es werde ihrem Sohn den Weg nach Nürnberg weisen; der Pfarrer gab dem Mesner Bescheid und ließ auch gleich einen der Mesnersbuben hinüber nach St. Sebald schicken, dort sollten sie's ebenso halten. Dann nahm er die verzweifelte Mutter an der Hand und ging mit ihr zum Frauentor. Auf dem Weg redete er ihr gut zu, sie solle sich nicht sorgen, denn just heute sei ja der Tag des St. Eustachius, der habe schon manchem aus der Not geholfen und werde es nicht zulassen, dass ihrem Sohn ein Leid geschehe. Als sie am Tor anlangten, wollten die Wachen es eben verriegeln und versperren. »Beim heiligen Eustachius!« rief, nein, schrie der Pfarrer, »ihr werdet doch nicht das Tor verrammeln, wenn ein Kind der Stadt abgängig ist und durch die Finsternis irrt? Nehmt Fackeln, postiert euch vorm Tor und auf dem Turm und sendet ein Licht hinaus in die Nacht!« Die Torwächter murrten, denn zu befehlen hatte ihnen der Pfarrer durchaus nichts, aber am Ende gaben sie doch nach.

Draußen im Wald stolperte der Bub über Wurzeln, schlug hin, riss sich die Hosen an Brombeerranken auf, fasste in Brennesseln, rappelte sich hoch, lief weiter. Tänzten da Elfen am dunklen Weiher? Vorbei, vorbei! Verbarg sich hinterm Baum ein Räuber, der ihm die Pfennige nehmen wollte? Vorbei, vorbei! und immer dem Klang der Glocken nach, der leise erst, dann laut und lauter den Wald durchdrang, und endlich sah er in der Ferne ein Licht, dort musste Nürnberg sein.



# Der Fluch der Zeit Elmar Tannert

Jeden Tag um die Mittagszeit versammeln sich Fremde wie Einheimische auf dem Hauptmarkt, um hoch oben am Turm der Frauenkirche das Männleinlaufen zu sehen. Zum Zwölf-Uhr-Läuten erscheinen die sieben Kurfürsten, das sind: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier; der König von Böhmen; der rheinische Pfalzgraf; der Herzog von Sachsen; der Markgraf von Brandenburg; drei Mal drehen sie sich um Kaiser Karl im Kreis, und dies geschieht zur Erinnerung an die Goldene Bulle: darinnen ist festgeschrieben, dass jeder Kaiser von den Kurfürsten zu wählen ist und seinen ersten Reichstag in Nürnberg abhalten muss. Wer aber gibt den Kurfürsten an, wann es Zeit ist, vorm Kaiser zu erscheinen? Es ist der Herold, er läutet ein Glöcklein und öffnet und schließt stumm seinen Mund. Nichts wünscht er sich so sehnlich, wie eine Stimme zu haben, so viel hätte er zu erzählen; aber nur einmal im Jahr geht ihm der Wunsch in Erfüllung: das ist vom 16. auf den 17. November, da tanzt das Männleinlaufen um Mitternacht hoch oben über dem dunklen Hauptmarkt, und der Herold erzählt die Geschichte von jener Nacht, in der er selbst noch als lebendiger Mensch dabeigewesen.

Es war am 16. November im Jahre 1504, da saßen in der *Blauen Kugel* am Unschlittplatz vier späte Gäste, Schlosser von Beruf; der Meister Clemens Glaser saß still für sich an einem Tisch, sann vor sich hin und gab vor, nicht zu hören, was von den drei Gesellen Peter Henlein, Jörg Heuß und Paul Tefler geredet wurde; die sprachen, wie so oft, laut und hitzig von den italienischen Uhrwerken; bald, sagte Heuß, würden es die Italiener noch so weit bringen, ihre Uhrwerke so künstlich und fein zu bauen, dass man sie bei sich tragen könne; ja, wer das herausfände, sagte Henlein, wie man ein Uhrwerk baut, das ohne Pendel und ohne Gewichte ganz gleichmäßig läuft, der gelangte bald zu Ruhm und Reichtum.

Da bemerkte der jüngste von ihnen, der Geselle Paul Tefler, hier im Wirtshaus sitze einer, der wüsste wohl, wie's geht, und wolle es nur nicht verraten – »hab ich recht, Meister Glaser?«

Dem stieg der Zorn ins Gesicht. Also hatte sich sein ehemaliger Lehrling Tefler ein wenig zu genau in der Werkstatt umgesehen, hatte Schubladen aufgezogen und seine neugierige Nase in Skizzen und Papiere gesteckt, die ihn nichts angingen; schon kamen die drei Gesellen an Glasers Tisch und rückten ihm auf den Leib; darüber wollten sie nun doch gern mehr wissen, und mochte der Meister noch so oft dagegenhalten, der Grünschnabel Tefler, gerade seit einer Woche Geselle, habe sich Dinge zusammengereimt, von denen er nichts verstünde – schließlich verriet er sich doch und sagte, in der Taschenuhr stecke der Leibhaftige selbst.

»Dann habt Ihr also eine solche Uhr schon in der Hand gehalten, wenn Ihr es gar so genau wisst?«

Glaser antwortete nicht nein und nicht ja; er sagte: »Wer eine Uhr immer bei sich trägt, dem klingt alle Zeit gleich. Die Uhr tickt an Martini nicht anders als an Johanni, in bösen Stunden genauso wie in guten, es macht ihr keinen Unterschied, ob Feiertag ist oder Werktag, und wer sich an das gleichförmige Ticken gewöhnt, dem wird ein Tag so gleichgültig wie der andere, der wird irgendeinmal keinen Sonntag und keines Heiligen Namenstag mehr kennen, dem wird die Zeit nicht mehr so erscheinen, wie sie wirklich ist.«

»Oho!« riefen die Burschen, »und Ihr, seid Ihr nicht auch nur ein Schlosser wie wir? Was wisst Ihr denn von der Zeit, was wir nicht wissen?«

Beim Meister Glaser ließen aber die Sterndeuter ihre Astrolabien fertigen, und von denen hatte ihm schon mancher erzählt, der Weg des Menschen durch die Zeit sei nicht anders als sein Weg durch den Raum: Dort schlängelt sich ein Fluss, dort ragt ein steiler Felsen auf, dort erstreckt sich ein weites Feld, dort ein Moor, und ebenso ist es mit der Zeit, auch die hat ihre Ebenen und Felsen, Moore und Felder, und der Astrologe hat mit dem Horoskop den Kompass in der Hand; wer sich aber damit begnügt, die Zeit Stunde um Stunde einfach abzuzählen, der weiß von ihrer unterschiedlichen Beschaffenheit nichts mehr.

So erzählte es Glaser den drei Gesellen, doch die brannten vor Ehrgeiz, denen ging es nicht in den Kopf, dass da einer saß, der auf seinen eigenen wie auf der Stadt Ruhm verzichten wollte, und als Glaser gar sagte, ja, er habe die Uhr gebaut und sie mit dem schweren Vorschlaghammer wieder in Stücke geschlagen, da heulten die Burschen auf vor Wut. Der Wirt warf sie allesamt hinaus auf die Straße, von dem Schlossergesindel, schrie er, wolle er so schnell keinen mehr in seiner Gaststube sehen; draußen gingen die Händel weiter, mit Worten erst, sie wollten den Plan, sie wollten den Schlüssel, wieder sagte Glaser nicht ja und nicht nein, wandte sich nur ab, wollte gehen, eine Hand hielt fest, eine Faust schlug zu, Glaser glitt aus, fiel zu Boden, lag im Schnee, sie ließen nicht ab, traten mit Füßen, er stirbt, eine Hand zog ihm den Schlüssel aus der Tasche: Peter Henleins Hand.

Schnell muss der Herold die Geschichte erzählen, bald haben die Kurfürsten ihren nächtlichen Rundgang beendet, und er wird wieder stumm sein ein ganzes Jahr lang. Noch in derselben Nacht stieg Peter Henlein in die Werkstatt ein und nahm die Zeichnungen und Skizzen an sich, noch in derselben Nacht klopfte er an die Pforte des Franziskanerklosters und bat um Asyl. Er brauchte nur noch Zeit, eine Frist musste er sich verschaffen, dann könnte es ihm gelingen, sich freizukaufen von der drohenden Haft, indem er die großartige Erfindung in die Waagschale legte.

Doch bis das Werk vollendet war, sollten fünf Jahre vergehen, unruhige Jahre, Glasers Familie wollte den Schuldigen im Männereisen sehen, wieder und wieder mussten die Burschen vor Gericht erscheinen, suchte Henlein Zuflucht im Kloster, beschwor von dort aus den Rat in Briefen, wenn sie ihn denn verurteilen sollten, so möchten sie ihm zumindest Strafaufschub gewähren, er arbeite an einem Werk, das seiner Heimatstadt zum Ruhm reichen würde, unruhige Jahre, in denen Henlein

# Nürnberger Originale

Matthias Kröner

Manchmal, wenn sich ein Reisender in der Stadt verirrt – ja, ein Reisender muss es sein! – und wenn ein Wind aufzieht, als stürze die Burg zusammen, kann es passieren, dass die Häuser der Altstadt zu sprechen anfangen. Sie ducken sich unter der Kälte weg, kauern sich zusammen wie Tiere und flüstern von einer Zeit, die es nicht mehr gibt.

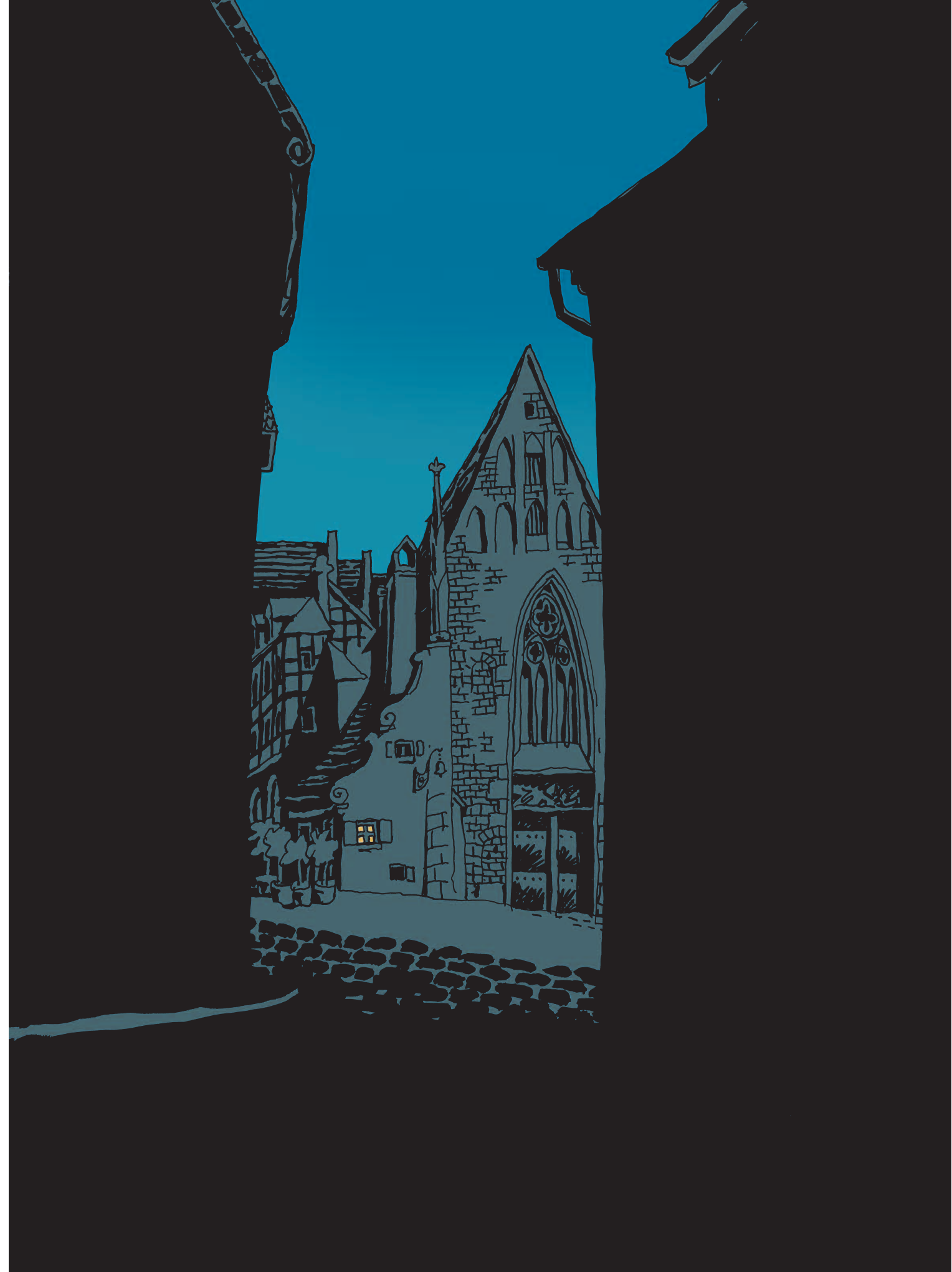
Wenn der Reisende dann am Burgberg steht – seine Pension liegt auf der anderen Seite –, wenn er sich nicht von den Kneipen und Gaststätten des Hauptmarkts fangen lässt, wenn er – Gott steh ihm bei! – einen Funken an Phantasie besitzt, kommt es nicht selten vor, dass er oberhalb der Sebalduskirche auf eine Wirtschaft trifft, die anders als alle anderen ist.

Erst spät bemerkt er den Hinterbau, die Kapelle, an die das Lokal geschmiegt ist. Vielleicht erkennt er ein Schild, auf dem das Jahr 1313 zu sehen ist, zwei hintereinander gestellte Unglückszahlen, und mit Sicherheit sieht er die große Glocke, die einen Teil jenes altertümlichen Schildes ausmacht, samt diesem hohen Schornstein, der über den Giebel des Kirchleins ragt. Vielleicht – wer weiß solche Dinge schon ganz genau? – erinnert er sich an die Stadtführung, die er am Tag gemacht hat, an den Grundriss, der – plötzlich! – eine Kapelle ist, an die sich, wie es zu früheren Zeiten üblich war, die Geschäfte lehnen. In diesem Fall eine Schenke mit dem Namen »Zum blauen Glöcklein«.

Meistens ist es jetzt schon zu spät. Der Reisende – häufig kommt er aus einem anderen Land, aus England oder Amerika – wird von einem Geruch gefangen. Er folgt dem Duft des Räucherfleischs wie ein Hund. Wie einem Pawlowschen Hund läuft ihm das Wasser im Mund zusammen, während die Glocke der Wirtschaft schlägt. Und neugierig ist er auch. Er will wissen, was hier gespielt wird, derweil die anderen Gastwirte zur letzten Runde läuten und ihre Kunden mahnen, nach Hause zu gehen, weil sie selbst schon müde sind.

Während der Reisende – es ist immer ein Reisender, die Einheimischen sind gegen den Spuk immun – auf das Gebäude zuläuft, wundert er sich über das alte Bauwerk, ein wirklich uraltes, gekrümmtes Haus, welches nur aus dem Erdgeschoss und den engen Bodenräumen besteht. Er spürt vielleicht eine leise Angst, eine tastende, nicht zu fassende Angst; dennoch ist er entzündet vom Geflacker, das hinter den trüben Scheiben zu sehen ist.

Selten kehrt der Reisende jetzt noch um: Es ist zu kalt in den verlassenenen Straßen, er bedarf einer Pause, er hat auch Hunger und kümmert sich nicht um das leise Flüstern, das vor dem Gebäude und vor den Schatten hinter den Scheiben warnt. Hier, kurz nach Mitternacht, wenn der Wind durch die Straßen fegt, wenn es schräg



# Der Nusskaspar

Gerd Berghofer

Der Tag, der dieser Nacht voraus ging, war stürmisch gewesen. Aus dem Reichswald hatte man die Kunde gebracht, dass der Sturm die Bäume großflächig, wie Spielzeug, abgebrochen hätte. Ganze Lichtungen seien so entstanden. Noch immer herrschten in jener Nacht stürmische Böen, die bleierne Wolken vor einem vollen Mond am Himmel voranpeitschten. Zwischen den Häusern pfiß ein grauenhaft heulender Wind eine dunkle Melodie. Niemand, der nicht unbedingt musste, wollte an einem solchen Abend seine warme Stube verlassen. Irgendwo spielte der Wind mit einem blechernen Geschirr, das er durch die Straßen prügelte. Das klappernde Geräusch verlor sich bald, da trat aus einem Gasthaus unterhalb der Burg, nahe dem Ölberg, ein in feines Tuch gekleideter Mann heraus, der eine prächtige Taschenuhr aus seiner Weste zog und im trüben Schein des Lichts, das durch das Wirtshausfenster fiel, angestrengt einen Blick darauf warf. Im gleichen Moment schlug es von St. Sebald her zur Mitternacht. Dumpf und düster folgte ein Glockenschlag dem anderen, bis das Dutzend erreicht war. Der Fremde zog den Kragen seines Rocks ein Stück höher und blickte zum Himmel. Das Schauspiel, das er dort sah, fand er faszinierend und schaurig zugleich. Er war nicht betrunken genug, um nicht eine leise Furcht zu spüren, die noch verstärkt wurde, als er den Nebel entdeckte, der vom Fluss her aufstieg und sich langsam ausbreitete. Der Fremde wollte gerade seinen Weg durch den grauen Vorhang bergabwärts nehmen, da glaubte er, im Heulen des Sturmes eine Stimme zu hören. Er sah sich um, entdeckte aber keinen Rufer. Da, als der Wind plötzlich innehielt, hörte er es erneut. Jetzt konnte kein Zweifel mehr bestehen, dass ihn jemand anrief.

»Gestrenger Herr!« Die Stimme klang heiser und kläglich. Wer sollte ihn um diese Zeit, in einer solch stürmischen Nacht, ansprechen wollen? Da entdeckte er, nicht weit unterhalb des so genannten Himmelstores, einen kleinen Mann. Die Finger an seiner Linken krümmte er, dem Fremden bedeutend, näher zu kommen. Mit der anderen deutete er auf einen Korb, der vor ihm stand. Seine Kleidung flatterte in einem erneuten Luftwirbel und seine Haare waren schon ganz zerrauft. Ganz ruhig stand er da, ein kleiner Mann, oder eher ein kleines Männlein, das sehr armselig wirkte. Der Fremde, der angerufen worden war, sah seinen eigenen Hauch, als er ihm zurief: »Wer da?«

»Nur ich«, antwortete das Männlein, »nur ich.«

Der Fremde konnte kaum verstehen, was ihm zugerufen wurde, der plötzlich aufkommende Wind trug die Worte davon und riss ihm beinahe den Dreispitz vom

Kopf, den er nun mit einer Hand festhielt, und mit der anderen seinen Rockkragen hochzog. Dabei ging er einige Schritte auf das Männlein zu.

»Was willst du?« fragte er. »Willst du Geld erbetteln? Da bist du bei mir falsch. Ich habe nichts übrig für Gesindel.«

Nun war er dem Männlein schon so nah, dass er den Arm nach ihm hätte ausstrecken können. Es sah wirklich sehr bleich aus. Mager, mit einer gekrümmten Nase und tiefen, dunklen Rändern unter den Augen, dazu blasse, blaue Lippen, die etwas zu zittern schienen. Mit irren, verstörten Blicken sah ihn das Männlein an.

»Zum Teufel – willst du nicht antworten, du Schelm?« rief der Fremde. »Oder willst du mich äffen? Das wird dir schlecht bekommen. Bei diesem Wetter suche ich keinen, der seine Narretei mit mir treibt. Da kommst du in arge Händel mit mir, ich rate dir wohl: sprich!«

»Nein, nein«, hob das Männlein beschwörend beide Hände, »nein, nein. Ich will Euch ganz und gar nicht äffen. Kennt Ihr mich denn nicht, hoher Herr?«

Der andere schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht.«

»Ach ...«

»Wer also bist du und was willst du von mir?« versetzte der Fremde ungeduldig.

»Hoher Herr!« ächzte das Männlein, »ich bin der Nusskaspar!« Dabei kam eine erneute Bö auf und riss das Schild des Wirtshauses, das der Fremde verlassen hatte, von der Kette. Im nächsten Augenblick baumelte es bereits an einer Seite herab und schlug grotesk, wie von einem Galgen, gegen die Hausmauer.

»Mögt Ihr Nüsse kaufen? Die besten der Stadt? Wirklich gute Ware, feine Ware, aus dem Knoblauchsland?«

»Bist du toll? Bei diesem Wetter Nüsse zu verkaufen, du musst den Verstand verloren haben«, antwortete der Mann und wollte sich abwenden und gehen.

»Doch, doch, mein Herr, die werdet Ihr mögen. Es sind ganz besondere Nüsse. Nehmt ein Dutzend nur – oder ein halbes Dutzend!«

Der Fremde lachte. »Was soll an deinen Nüssen besonderes sein. Ich habe keine Lust auf Geschwätz.« Er blickte schlecht gelaunt zum Himmel. »Ich denke, der Sturm wird wieder heftiger, und der Nebel zieht schon auf. Mir fehlt die Zeit, mit dir meinen Plausch zu halten.« Er wandte sich ab, um zu gehen und hatte schon den ersten Schritt getan, da rief ihn der Nusskaspar zurück.

»Wartet! Wisst Ihr – verlasst mich noch nicht. Vielleicht nehmt Ihr auch nur zwei oder drei Nüsse? Ich bitt' Euch! Ich habe viel Schreckliches erlebt in den letzten Jahren. Einer Missernte folgte die nächste, eine auf die andere, so verlässlich wie das Am- ... so verlässlich, wie man es nur erwarten kann, wenn man mit dem größten Unheil rechnet! Ich besaß einen schönen Hof im Knoblauchsland, ich besaß ein hübsches junges Weib, etwas zänkisch zwar, aber doch hübsch und häuslich. Aber das Geld wurde immer knapper, weil die Ernte so schlecht ausfiel. Seht: Ich wollte Kraut anbauen, da verlauste mir das Kraut. Ich baute Kartoffeln an, da fielen die Käfer darüber her. Und auch die Nüsse blieben klein und krumpelig. Und um so



# Die Säulen Helmut Haberkamm der Kaiserkapelle

Herrschaftsstolz und felsenfest thront von alters her die Burg über der Nürnberger Stadt und ihrer Umgebung. Boten und Reiter sahen sie schon von ferne mit Freuden, Kaufleute und Söldner erblickten mit Ehrfurcht ihre erhabene Erscheinung, Bauern und Bürger schauten mit Zuneigung und Ergebenheit zu ihr empor. Seit ewigen Zeiten war die Nürnberger Burg der Lieblingsort des deutschen Kaisers gewesen. Nun stand sein Besuch wieder einmal unmittelbar bevor. Sendboten und Siegelreiter hatten es mit Nachdruck verkündet, und die Mächtigen und Ratgebenden in der Stadt rüsteten sich für die wichtigsten Wochen des Jahres.

Diesmal wollte man Kaiser Konrad mit einem ganz besonderen Geschenk empfangen. Ihm zu Ehren sollte eine neuerbaute Kapelle eingeweiht werden, die der Kraft seines Glaubens gottgefälligst Ausdruck und Aufenthalt geben würde. Der ehemalige nebelgraue Gebetsaal war dumpf und gedrunken gewesen, er missfiel dem andachtsfrohen Kaiser, der besonders lichtvolle, hochragende Säulenhallen schätzte. »Hier drin ist es sündenfinster wie in einer Gruft, wie in einem modrigen, muffigen Brunnenloch!« hatte er mehr als einmal ausgerufen, was die Priester und Mönche stets sehr schmerzte. Denn mit zarter Rührung hingen sie an der geschlechteralten Kapelle wie man an einem missgestalteten, doch seelenfrommen Kinde hängt.

Deshalb freute man sich von Herzen auf die neue Gottesstätte und auf die helle Freude des Kaisers, wenn er Einzug halten würde unter den mächtigen Strahlen des Himmelslichts. Der Bau war in der Tat auch gut gediehen und herrlich geraten. Vor allen Dingen das reichgeschwungene Deckengewölbe gab Anlass zur Bewunderung, denn die findigen Baumeister hatten seine Bögen und Stützen so kunstvoll berechnet, dass es sich durch sich selbst tragen und festigen konnte. Ein Sinnbild göttlicher Macht und Herrlichkeit, zu dem man aufschauen musste mit Demut und Dank. Vier lichthelle Marmorsäulen sollten nun noch über die Alpen gelangen, um diese Wirkung aufs Anmutigste zu unterstützen. Aber sie trafen nicht ein, allen Lieferterminen und Beteuerungen zum Trotz. Da geriet der Bau ins Stocken, Holz- und Steinfuhren verzögerten sich, Fristen verstrichen, Handwerker blieben fern, die Baumeister drohten und fluchten und die Kirchenmänner rangen die Hände im flehentlichen Gebet. Nichts ging mehr vonstatten.

Am verzweifeltsten war Pater Kyrill, der Burgkaplan. Der tatkräftige Seelenhirte und gelehrte Kirchenmann wollte unter allen Umständen den Bau vollenden. Er wusste nur zu gut, dass er mit diesem Werk endlich die Gunst des Kaisers und die Bewunderung des Bischofs gewinnen konnte. Deshalb beschwor er die Baumeister und Handwerker mit Worten und Werken und trieb sie mit Feuereifer an: »Heiligs Knorzenscheitla! Steht halt net dumm rum mit der Zunge im Maul und der Wurst im

Darm! Schafft mir schleunigst die Säulen herbei! Am Sonntag in acht Tagen müssen sie dastehen, koste es, was es wolle! Sonst wird ein Donnerwetter auf euch niederhageln, dass euch der Schädel dröhnt – ärger wie dem Ochs unterm Schlachtbeil!«

»Aber verehrter Herr Kaplan«, erwiderte der Maurermeister Hemmerlein. »Das kann kein Mensch schaffen! An uns liegt es nicht. Schuld sind diese verdammten Lieferengpässe in Italien! Und die verflixten Natursteinhändler – die staubige Bande, die hat der Teufel gesehn!« Tief betrübt und erbost verließ der Kaplan unverrichteter Dinge die Baustelle.

In der Nacht fegte ein giftiger Sturm über Burg und Stadt hinweg. Stundenlang und wie tobsüchtig heulte der Wind, er wütete und verwüstete, er schmetterte den Regen und Hagel auf das Haus, dass man um sein Heil fürchten musste und um sein Hab und Gut. Die Dohlen krächzten jämmerlich um den Heidenturm, die Eulen heulten gotterbärmlich, und der Kaplan Kyrill wälzte sich ächzend in einem schweren, schlaflosen Halbschlummer, bis ihn die Unruhe aus dem Bett trieb, hin zum unfertigen Bauwerk. Im Zwielflicht aus Mondschein und Wetterleuchten erblickte er dort auf einmal die Gestalt eines Fremden. Hochgewachsen, imposant, mit einem schwarzen Stutzerbart und dunklen Augengläsern, in einem gallengelben Anzug aus feinstem Zwirn, dessen seidiger Glanz das Spektakel des Sturmhimmels gespenstisch spiegelte. Dazu trug er blank polierte Stiefeletten aus schwarzem Glattleder, eine schmuckschwere goldene Uhr am haarigen Handgelenk und einen rabenschwarzen Siegelring am kleinen Finger. Mit einem Wort: Er sah aus wie ein erfolgreicher, hochmöglicher Bauunternehmer.

»Morgenstund hat Gold im Mund, verehrter Herr Kaplan«, grüßte der merkwürdige Besucher mit einem leutseligen, selbstgefälligen Grinsen. Goldkronen glänzten zwischen seinen Zähnen.

»Wer seid ihr?« fragte der Geistliche verunsichert.

»Das tut nichts zur Sache. Sagen wir so: ein großes Tier im Hoch- und Tiefbau.«

»Von welcher Firma denn?«

»Urian & Voland.« Dabei zeigte er auf seine aschendunkle Krawatte mit dem blutroten Firmenlogo darauf. »Habt Ihr das schon einmal gehört? Die Kraft, die das Gute schafft? Sagt Euch der Merkspruch was?«

»Nein. Was soll das – ?«

»Dann ist es auch egal und soll uns nicht weiter kümmern. Ihr habt ja ganz andere Sorgen.«

»Was wisst Ihr schon von meinen Sorgen?«

»Mehr als Euch lieb ist, Herr Kaplan. Euer Diensteifer ist mir wohlbekannt. Und ebenso Eure Wünsche. Steht Euch nicht der Sinn nach Höherem? Ich weiß, Ihr leidet wie ein Hund, wenn die Kapelle für den Kaiser nicht fertig wird zur rechten Stunde – und Eueren Namen glanzvoll



# Die Eidechse

Armin Jäger

Wenn Du, Fremder, den Johannisfriedhof besuchst und die alten, bronzenen Grabplatten betrachtest, dann wird Dir – vielleicht – eine Eidechse auffallen. Sie verharrt dort zwischen Engeln, Wappen und barockem Blattgerank, genauso bronzen und genauso regungslos wie alles auf dieser Grabplatte.

Solltest Du dann, Fremder, am nächsten Tag wiederkommen, was Du nie tust, weil Du nur zwei Tage Nürnberg gebucht hast und andere Sehenswürdigkeiten besucht sein wollen – aber nur einmal angenommen, Du kämest wieder und würdest dasselbe Grab aufsuchen, an dem Du am Tag zuvor die Eidechse entdeckt hast, dann würdest Du Dich wundern: Denn die Eidechse wäre verschwunden. Wenn Du an jenem Tage weiter zwischen den Gräbern wandeltest, dann würdest Du die Eidechse – vielleicht – auf einer anderen Grabplatte entdecken, wo sie wieder in ihrer typischen Schlingelhaltung verharrt, als täte sie das schon viele hundert Jahre lang. Und kämest Du am Tag darauf noch einmal – aber wer bucht schon drei Tage Nürnberg – dann erlebst Du dieselbe Überraschung: Keine Spur von der Eidechse an jenem Grab, an dem Du am Tag zuvor gestanden hattest!

Du magst Dich fragen, Fremder: Wenn eine Eidechse auf den Grabplatten mal auftaucht und wieder verschwindet, warum geht man der Sache nicht auf den Grund? Warum sind die Zeitungen nicht voll davon? Warum warten Sensationschriftsteller nicht mit Theorien auf von Außerirdischen, von verschwörerischen Sekten, vom bevorstehenden Untergang der Welt? Nun, das ist einfach erklärt: Den Nachkommen der Toten – falls überhaupt noch vorhanden – sind die Grabplatten schon so vertraut, dass sie gar nicht mehr richtig hinsehen. Diejenigen, die genauer hinsehen, die Kunsthistoriker und Heraldiker, haben dieses Phänomen durchaus entdeckt, aber sie wollten lieber ernsthafte wissenschaftliche Arbeit leisten, und eine Eidechse, die mal auftaucht und mal nicht, ruiniert jede Doktor- oder Diplomarbeit. Also beschlossen die wenigen Wissenden jeder für sich, dieses Phänomen einfach zu ignorieren.

So bleibt die Eidechse auf dem Johannisfriedhof ein Geheimnis, dem niemand auf den Grund geht. Wie schon gesagt: Wenn Du mehr als drei Tage Nürnberg gebucht hättest, dann könntest Du es erleben. Dabei würde Dir ein Schauer den Rücken hinunterlaufen, den Du dein Lebtage nicht mehr vergisst. Du würdest mitten in diesem Schauer auch ahnen, dass es sich hier um ein dunkles Geheimnis handelt, um eines, das nach Leid und Tod riecht. Und ich würde Dir Recht geben müssen.

Willst Du, Fremder, erfahren, was es mit der Eidechse auf sich hat? Dann müssen wir weit in der Zeit zurückgehen, mehrere hundert Jahre. Dort gab es um den Fried-

hof herum noch keine Straßenbahn, keine Autos, keine Videotheken und keine Aldis. Was einem zu Ohren kam, waren Menschen- oder Tierstimmen, vielleicht noch der Lärm aus einer kleinen Werkstatt. Ansonsten war es so still, dass man, zum Beispiel, das Huschen einer Eidechse hören konnte.

Nicht, dass die Menschen damals den Eidechsen mehr Beachtung geschenkt hätten als heute. Doch hätten sie genauer hingesehen und deren Treiben verfolgt, dann wäre ihnen zu der Zeit, in der unsere Geschichte beginnt, etwas höchst Beunruhigendes aufgefallen: Überall huschten diese Tiere durch die Gassen. Tausende und Abertausende von Eidechsen fanden sich plötzlich in der Stadt ein, aus allen Himmelsrichtungen strömten sie unbemerkt auf den Friedhof zu. Wenn ein Mensch sich ihnen näherte, versteckten sie sich blitzschnell in irgendeine Ritze. Hätten die Menschen damals eine Ahnung gehabt, wie viele Eidechsen sich in ihren Behausungen versteckt hielten, sie wären schreiend auf die Straßen gerannt.

Aber die Menschen hatten keine Ahnung, was damals im Gange war. Sie merkten nicht, wie sich eines Nachts zur vereinbarten Zeit die vielen tausend Eidechsen an den Gräbern des Johannisfriedhofs vorbeischlängelten. Sie merkten nicht, wie all diese Tiere durch dasselbe, winzige Loch in der Kirchenmauer schlüpfen, eine nach der anderen, ein endloser sich schlängelnder Strom. Und was unter ihrer Kirche in einer vergessenen riesigen Gruft geschah, davon wussten die Menschen erst recht nichts. Dort fand gerade, wie alle hundert Jahre, die Große Versammlung der Eidechsen statt.



Das Hauptthema dieser Versammlung waren die Menschen. Sie hatten sich in den letzten hundert Jahren stark vermehrt und man betrachtete diese Entwicklung mit großer Sorge. Man hatte beobachtet, wie andere Tiere von Menschen gejagt, gefangen und schließlich am Feuer geröstet wurden. Die drängendste Frage war: Könnte der Mensch zu einer Gefahr für die Eidechse werden? Die Gelehrtesten

